

# Die beiden Riesengeschwister : eine Sage

Autor(en): **Lenggenhager, J.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht**

Band (Jahr): - **(1847)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327198>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die beiden Niesengeschwister.

Eine Sage.

(Von J. G. Lenggenhager.)

Horch, wie Wodans Sturm durch die stolzen Eichen rauscht! Es ist eine unfreundliche Nacht. So sprach Ithal, der riesige Burgherr von Bipp zu seinem Knechte Ddo, der neben ihm des Hains verworrene Pfade durchtritt, und vergebens durch die Finsterniß spähte, um den rechten Weg zu finden, von welchem sie abgekommen waren. Als sie so umher irrten, da erscholl in der Nähe plötzlich ein dumpfes Geschrei. Fackeln loderten und Schwerter blitzten durch das nächtliche Dunkel. Ithal, der Gewaltige, spornte sein Streitross, daß es schnaubte, und bald war er an dem Ort, wo das Geräusch hergekommen war. Ein hoher ritterlicher Greis kämpfte hier, mit dem Rücken an eine Eiche gelehnt, gegen eine Horde Böfewichter. Seine blinzende Klinge, die er geschickt zu führen wußte, brachte unter dem rohen Haufen mit jedem Schlag Tod und Verderben. Und doch hätte er gleichwohl der Uebermacht unterliegen müssen, wenn nicht Ithals langes Schlachtschwert wie ein Würgengel auf die Mörder herniedergefahren wäre. Wie leichter Spreu im Winde stoben sie aus einander vor dem mächtigen Krieger, dessen Schwerthieb dem Blitze des Himmels, und dessen Stimme dem Rollen des Donners glich. Mancher wälzte und krümmte sich im Blute, und vereinigte sein Heulen mit dem Wehen und Toben des Sturmwindes. Ithal verfolgte die Fliehenden mit Ddo seinem Knechte so weit als sie glaubten, sie können in dieser dunkeln Nacht den Ausgang durch die Gesträuche und Gebüsche wieder finden. Aber wie erstaunten sie, als sie, wieder auf den Kampfplatz zurückkamen und den ritterlichen Greisen beim Fackelschein mitleidig auf die Verwundeten hingebeugt finden, denen er Trost einspricht und ihre blutenden Wunden verbindet.

„Beim großen Thor!“ rief der Jüngling, „diese Verfluchten haben deine Schonung nicht verdient. Es ist besser ein Schwert vertilge die meuchlerische Brut aus dem Lande der Lebendigen!“ — Er rief und zuckte sein Schwert. Da erhob sich der Greis voll ernster Majestät, sah dem riesigen Jüngling festen Blickes ins Gesicht, und sprach dann in freundlich gebietendem Tone: „Stecke dein Schwert in die Scheide, und hilf mir!“

Eine heilige Ehrfurcht ergriff den Jüngling. Gehorsam senkte sich sogleich sein blutiger Stahl. Dann half er die Verwundeten hinwegtragen in das Innere der nahen Hütte, während indessen der treue Knecht Ddo den Todten in die kühle Erde betete. Nachdem sie ihr seltsames Werk vollbracht hatten, sank der Greis vor einem einfachen Kreuze nieder, erhob die gefalteten Hände und betete mit feierlicher Stimme:

„Groß, unendlich groß, bist du Herr, der du die Welten Alle aus dem Nichts in das Dasein hervorriefst, der du Leben gabst einer jeglichen Creatur. Mein Herz singt dir froh bewegt, und deine Güte und Treue preiset die ganze Natur. O Ewiger! wer vermag dich zu fassen, an dessen Herz alle Wesen ruhen? Du sprichst: Liebet die so euch feindlich hassen, und segnet die freundlich, so euch Böses thun. An dem Gewölbe flammt meine Alles belebende Sonne, und wirft ihre Strahlen über Gute und Böse, so möge es auch euch Ruhm und Pflicht und Wonne sein, mit Nachsicht dem Irrenden zu vergeben.“

So betete der Greis. Dann stand er langsam auf, und wandte sich gegen Ithal, der bisher ganz im Anschauen verloren da gestanden war. Dann sprach er wieder: „Dank sei dir für deinen Beistand, jugendlicher Held! Dich hatte der allgütige Gott gesandt, dem ich diene, und zu dem ich so eben gebetet habe. Möchtest du dich entschließen, diese Nacht unter meinem Dache zu ruhen. Zwar kann ich dir eben wenig mehr geben, als meinen guten Willen; denn selbst die noch bessern Plätze in meiner einfachen Hütte habe ich den Verwundeten eingeräumt.“

Der Jüngling neigte sich tief, und nahm das Anerbieten des Greisen an. Dann erzählte

er ihm, daß er Ithal heiße, ein Sohn des Risenfürsten Udo sei, und daß er sich auf der Jagd hieher verirrt habe. „Sehr gern,“ fuhr er fort, „bleibe ich hier, ritterlicher Greis! Wenn die Tapferkeit zuvor meinen Muth befeuerte, so setze mich nachher dein Benehmen gegen die Feinde nicht wenig in Erstaunen. Wenn du mich deines Vertrauens würdig hältst, so laß mich die Beweggründe desselben wissen.“

Der Greis schwieg einige Augenblicke, während indessen sein Auge mit innigem Wohlgefallen auf der hohen Gestalt voll Adel und Jugendkraft weifte. Endlich sprach er:

„Warum sollte ich dir, der du mein Retter bist, eine Sache geheim halten wollen, die dein Herz wie das meinige zu beglücken vermag. Doch vorerst setzen wir uns, und nehmen unser spärliches Mahl.“

Nachdem sie sich erquickt hatten, fing der Greis also an:

„Du wünschest den Beweggrund meines Benehmens gegen die Feinde zu wissen. Und es kommt dir so befremdend vor, daß ich mich ihnen mitleidig erzeigte: Wisse ich, bin ein Christ. Du hast doch gewiß auch schon von den Jüngern jenes göttlichen Mannes reden gehört, dessen heiligster Grundsatz war: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Höre nun in wenigen Worten das Thun und Lassen Christi, der mein Vorbild ist, und dann vergleiche und richte. Dieser Gesandte vom Himmel that Gutes denen, die ihn beleidigten, und segnete die so ihm fluchten. Allmächtig zerriß er die Fäden der Arglist, gesponnen von den Großen und Mächtigen des Volkes. Ueberall ging er in die Hütten der Armen, Niedrigen und Hülfbedürftigen, und half und tröstete. Kleinerer Glanz und Pracht verachtete er als eine Schaale. Doch von seinem Angesichte glänzte eine stille Hoheit, die ihn auch dann nicht verließ, als ihn Bosheit und Neid ans Kreuz schlugen. Mit inniger Liebe umfaßte er das ganze Weltall, und die Menschen zu beglücken und zu beseligen, das war sein feurigster Wunsch, sein innigstes Bestreben. Seine Lehre, die er vortrug, war einfach wie sein Gewand. Sie zeigt denjenigen als einen liebevollen und gütigen Vater, vor dem du dich im Staube ehrfurchtsvoll niederwirfst, wenn der gewaltige Donner über deinem Haupte hinrollt und feurige Blitze die dunkle Gewitternacht durchkreuzen. Es ist der nämliche, spricht Christus, der im holden Mai die mannigfaltigen Blumen mit ihrem entzückenden Farbenspiel entfaltet, und den grünen Teppich über Fluren und Wälder ausbreitet, der im milden Thau den lechzenden Pflanzen Erquickung sendet und die Speicher füllet mit labender Frucht. Was der Mensch Glück und Unglück nennt, kommt Beides von der Hand des Allmächtigen, der Alles mit Weisheit lenkt, und zu unserm Besten uns oft auf dunkeln und dornenvollen Bahnen führt. Und wie sollten denn Menschen lieblos und hart gegen irrende Mitbrüder sein können, die wir ja Alle den gleichen Vater, den gleichen Erlöser, ein Ziel und ein Streben haben! Liebet einander, wie Gott euch liebt, und vergebe je Einer dem Andern, so wird auch euch einst Jehova vergeben, wenn die sterbliche irdische Hülle im Tode erstarrt. Denn wisset, der Geist, der aus Gott ist, geht nicht unter, er ist unvergänglich, unzerstörbar. Nur der Leib, der von der Erde genommen und Staub ist, muß wieder Erde, wieder Staub werden. Wenn die Hülle im Grabe modert und Denksteine ihn pressen, wird dem unsterblichen Geiste in des Vaters Reiche auf gerechter Wagschaale nach dem Verdienen zugemessen werden. Denn was der Mensch hienieden säet, das erndtet er im künftigen Leben. Wehe denen, die hienieden ein von Liebe erstorbenes Herz haben! Sie sind es, die den prächtigen Tempel der Natur schrecklich entweihen, ihnen wird Jehova nie vergeben. Denn ihres Wandels Spur ist ohne Frucht. Ihr Dasein gleicht dem Irrlichte, dessen Helle bald erlischt, und ihr Thun dem leeren Klang einer Schelle. So lehrte, so handelte Jesus Christus, der Nazarener. Und was ward ihm zum Lohne? Er wurde ein Gegenstand des Hasses der Großen und Mächtigen der Erde, die nicht ruhten bis er an das schmäbliche Kreuz geheftet würde. Doch kein Jorn, kein rachgieriger Gedanke stieg in seiner sanftmüthigen Seele auf. Er vergab ihnen auch da noch, er betete noch für sie: Vater vergib, ihnen! So schloß er seine Augen ohne Rache und Haß. Er

starb — aber seine Lehre starb nicht mit ihm. Umsonst suchte man sie zu verdrängen und durch Menschenfakungen zu verdunkeln. Das Licht verbreitete sich schnell und drang bis gen Rom. Die Wahrheit und Kraft dieser Lehre ergriff auch mich. Ich ward ein geheimer Anhänger und Verehrer derselben. Doch bald genug mußte ich gleiches Schicksal mit denen theilen, die sich zu ihr bekannnten. Kaiser Maximilian bot Kriegsvölker auf gegen die aufrührerischen Gallier und ich wurde Anführer einer Legion. Denn ich war Fürst, mein Geschlecht gehörte zu den angesehensten Roms, und mein Name ist Mauritius. Als schon auf dem Marsche dem Heere manches Unheil begegnete, riethen die heidnischen Priester ein allgemeines Opfer an, und da sollte auch ich mich vor Göttern beugen, an die ich nicht glaubte. Zu Wesen sollte ich beten, die nicht hörten, auf stumme ohnmächtige Götzen, die von Menschenhänden gemacht, sollte ich mein Vertrauen setzen. Ich entfloh, und mit mir noch viele Andere. Dieser stille Hain war seither meine Zufluchtsstätte. Ich baute diese Hütte, weihte sie zum Tempel der Verehrung des wahren lebendigen Gottes und meines Heilandes, und lebe nun schon lange Zeit im stillen Frieden. Heute ist es das erstemal, daß ich durch den Ueberfall der Räuber gestört worden bin. Aber der Allmächtige, dem ich diene, hat mich in meiner Noth nicht verlassen; er hat mir Hülfe gesendet. Darum ist es gut auf den Herrn vertrauen.“

Mauritius endete seine Rede und sah den Jüngling mit freundlich durchdringenden Blicken an, welcher, als er eine Weile wie versteinert da gesessen, plötzlich aufstand, tief bewegt des Greisen Hand ergriff, und mit gerührter Stimme sprach: Wahrlich, dein Gott ist der Wahrhaftige.

Auf dem hohen Söller des Bergschlosses Bipp saß Sigurtha, die Riesenschwester Thals, eine schöne, gewaltige Jungfrau. Mit spähenden Augen blickte sie in den Thalgrund hinab. „Sie kommen noch nicht,“ sprach sie zu Aida, ihrer Dienerin, die eben neben ihr stand. „Was glaubst du wohl, was ihnen begegnet sei?“

„Bei der mächtigen Frigga,“ erwiderte die Magd, mir wird bald bange für sie. Denn große Banden entlaufenes Kriegsgefindel streifen umher, und machen die Wälder unsicher.“

„Bange?“ entgegnete zornig die Herrinn. „Glaube nur, Sigurtha's Bruder ist seines Vaters werth. So lange sein starker Arm das Schwert zu schwingen vermag, so lange wird keine feindliche Waffe die ritterliche Brust durchbohren können.“

Aida verneigte schweigend ihr Haupt.

Nach einer Weile erhob sich Sigurtha mit den Worten: „Laß mein Pferd satteln, ich will ihnen entgegen.“

Bald stand der Rappe schnaubend im Hofe. Leicht schwang sich die riesige Jungfrau hinauf und ritt, von einem einzigen Knechte begleitet, den Schloßhügel hinunter. Als sie schon in die Gebüsche und Gesträuche eingedrungen waren, und umsonst die forschenden Blicke umhergesendet hatten, stieß Sigurtha in das Jagdhorn, das sie an einer goldenen Kette unterm hochgewölbten wogenden Busen hängend hatte, so stark, daß die Zweige der Eiche zitterten, und das Echo die furchtbaren Töne zurückrief. Es war vergebens. Keine Antwort erfolgte. Dagegen begann im nahen Gebüsche sich's seltsam zu regen, und plötzlich richtete sich ein häßlicher, riesenhafter Mann aus demselben auf. Wunderlich war seine Tracht, fremdartig sein ganzes Wesen.

„Hah,“ rief er mit einer wunderbar knarrenden Stimme, „schon lange suchte ich ein Weib, das für meine Umarmung geschaffen wäre. Du bist's.“

Bei diesen Worten ergriff er mit der Linken die Zügel ihres Pferdes. Gegen den Knecht sich wendend, sprach er: „Du aber hast bei unserer Vermählung Nichts zu schaffen.“

Dieses sagend, krallte er seine Rechte in den Hals des Lebenden, und schleuderte ihn so gewaltig an eine Eiche, daß er zu deren Fuß heulend seinen Geist aufgab.

Sigurtha hatte sich indessen vom ersten Erstaunen erholt. Sie sprang bebend vom Pferde und entblößte ihren Dolch. „Beim allmächtigen Wodan! das sollst du mir büßen!“ schrie sie

mit männlicher Stimme, indem sie ihr Mordgewehr zuckte. Aber der Riese fing mit der Tartsche den Stoß ganz kaltblütig auf, obgleich er so mächtig war, daß die Klinge stecken blieb und zerbrach. Da schlug der Wilde in eine gellende Lache auf, warf die Tartsche weg, und umschlang die Jungfrau mit ehernen Armen. Jetzt erhob sich das gewaltige Ringen zweier Riesenkräfte, von denen man anfänglich nicht hätte wissen können, welche siegen würde. Doch Sigurtha rang mit dem Muth der Verzweiflung, und besiegte endlich das stürmische, nach Genuß ringende Wesen des Riesen. Brüllend sank er unter ihr zu Boden. Ein betäubender Faustschlag öffnete der Heldin die Arme des Räubers und gab ihr die Freiheit. Behend warf sie sich auf's Ross, und sprengte auf einem Pfade tiefer ins Gehölz hinein. Als sie einige Stunden fortgeritten war, hörte sie auf einmal Pferdegetrappel. Ihr kamen zwei Reuter entgegen, wovon sie einen sogleich als ihren Bruder erkannte. Die Freude über ihr Zusammentreffen war groß. Einige Augenblicke lagen sie freudig in den Armen. Sigurtha erzählte dem jungen Helden ihr so eben bestandenes Abenteuer, Ithal ihr dagegen sein gestriges. Mit Wärme wiederholte er das, was Mauritius ihn gelehrt hatte. Dann schilderte er die edle Handlungsweise desselben mit so lebendigen Farben, daß die sonst nicht weichherzige Jungfrau Thränen der Rührung vergoß. Endlich mahnte sie die Mittagssonne zur Heimkehr. Ohne weitere Gefahr erreichten sie glücklich den Ausgang des Waldes. Doch ein schreckliches Schauspiel erwartete sie, Wenn sonst die heimathliche Burg ihnen jedesmal so freundlich entgegen glänzte, wenn sie müde von der Jagd zurückkamen, starrte sie diesmal hoch vom Berge ein schwarzer dampfender Trümmerhaufen an. Hier und da schoß noch ein Flammenstrom über halb verbrannte Balken hin, und einzelne hohe Fensteröffnungen, aus denen zuweilen ein Flammenblick drang, blickten traurig, wie halb erloschene Augen ins stille Thal hinab. Beider Schmerz war stumm, aber desto nagender und ergreifender. Ithal legte die Hand aufs stürmisch klopfende Herz, gab seinem Rosse die Sporen und jagte bergauf. Ihm folgte tief erschütternd Sigurtha, und dieser laut jammernd der treue Diener Ddo. Schweigend durchschritten die Geschwister die schwarzgebrannten väterlichen Hallen, in welchen erst noch die Freude gewohnt hatte.

Es war ein betrübender Anblick. Die Leichname ihrer treuen Diener bedeckten rings umher den rauchenden und dampfenden Boden. Allenthalben waren Spuren des Gräuels und der Verwüstung. Große Männerzähnen rollten über Ithals bleiche Wangen herab. Endlich rief er aus: „Welcher Bösewicht hat sich an meinem väterlichen Erbe vergriffen?“ Kaum hatte er ausgesprochen, als in der Nähe ein höhnisches Gelächter ertönte. Verwundert schauten sie nach der Gegend, woher es zu kommen schien. Aber was geschah? Plötzlich sank der Heldenjüngling mit einem Schrei des Schmerzens zu Boden, eine riesige stahlbedeckte Faust hatte ihn von hinten meuchlings niedergestoßen. Sigurtha starrte den geliebten Unglücklichen eine Weile mit rollenden Augen an, entriß ihm dann mit Blitzesschnelle sein langes Schlachtschwert, und that einen gewaltigen Streich nach dem finstern, mit halb gestürzten Säulen verdeckten Winkel, woher der Dolchstoß gekommen war. Laut brüllend stürzte ihr eine eherne Wucht entgegen, die zu ihren Füßen niedersank. Es war der Riese des Waldes. — Mit gespaltenem Schädel lag er jetzt vor ihr da, sich im Staube krümmend. „Hu! Hu!“ heulte er röchelnd, „warum mußte ich einzig zurückbleiben, um schimpflich von Weiberhand zu sterben?“

„Eiender!“ donnerte ihm Sigurtha zu, „Henershand wäre für dich zu heilig gewesen. Nie, nie Verruchter, soll deine schwarze Seele Walhalla's Wonne empfinden.“

„Schwester, geliebte Sigurtha!“ rief mit sanfter Stimme Ithal zu, der unter den Bemühungen seines treuen Dieners wieder zur Besinnung gekommen war; „ich vergebe ihm, vergib auch du ihm, wie Mauritius seinen Feinden vergeben hat! Komm, komm Theure, laß uns diese Jammerstätte verlassen und zu dem Manne gehen, der mich gelehrt hat, auch schweres Unglück mit Fassung zu tragen, damit ich sterben kann an seinem großen Herzen.“

Die Sonne im goldnen Abendrothe stehend, versandte so eben ihre letzten Strahlen durch

die Zweige der hundertjährigen Eichen, als Mauritius, der Einsiedler, vor seiner ärmlichen Hütte saß.

„Bald werde ich dich wohl zum letztenmal untergehen sehen,“ sprach er bei sich selbst, um dann, wie du, in's Grab zu steigen. Aber erquickt und beruhiget durch die Tröstungen der Religion, setzte er hinzu: „Ich scheue das Dunkel des Todes nicht, so wenig ich die Nacht fürchte, die mir den Schlummer bringt, weiß ich doch, daß der Morgen auch wieder anbrechen wird. Das dunkle Grab ist ja die Pforte, die einem hellern Tage entgegenführt.“

Indem der gute Alte so mit sich selbst sprach, erscholl es in der Nähe wie dröhnender Hufschlag. Er blickte auf, und in seinen Augen erschien eine seltsame Gruppe. Es war eine hohe riesige Jungfrau zu Pferde. In ihren Armen lag ein bleicher Jüngling von ebenfalls riesiger Gestalt. Sein lockiges Haupt ruhte hingeschmiegt an ihrem wogenden Busen, und kraftlos hingen seine Arme zu beiden Seiten hinab. Ihm folgte gesenkten Hauptes ein Diener. Der Greis stand auf, ging ihm freundlich entgegen, und erkannte im blaffen Jüngling seinen Retter Ithal. Dieser Anblick erschütterte ihn tief. „Allmächtiger Gott!“ rief er, „was ist dir widerfahren mein Sohn?“

„Mauritius, mein Vater,“ entgegnete ihm mit schwacher Stimme der Jüngling, „ein Bösewicht hat das Schloß meiner Väter verwüstet, und dann sein Werk mit meiner Ermordung vollendet. Aber ich habe ihm verziehen, wie du deinen Feinden verziehen hast, und jetzt komme ich, bei dir zu sterben.“

„So komm denn, mein Geliebter!“ sprach der Greis, im Innersten seiner Seele gerührt. „Komm in meine Arme, daß ich dir die Augen zudrücke, und dich einführe in die Gefilde des Todes.“

Bei diesen Worten nahm er ihn sorgsam vom Pferde, führte ihn mit Sigurtha in das Innere der Hütte, und bettete ihm auf ein weiches Lager.

„Du wirst bald sterben, mein Sohn!“ sprach Mauritius, nachdem er die Wunde untersucht hatte. „Nur noch einige Augenblicke, und dich deckt Todesschlummer. Wir müssen scheiden, mein Theurer! Lebe wohl, und nimm diesen Kuß mit dir ins bessere Leben! Du stirbst im Glauben an Denjenigen, dessen Liebe die ganze Welt umfaßte, und der auch da noch an die Menschheit glaubte, als sie ihn aus ihrem Schooße stieß und mordete. Und so schlummere denn sanft hinüber, in jenes schöne Land, wo die Wehmuth keine Thränen weint, wo man das im Licht erkennt, was man hier auf Erden dunkel sah. Nochmals, lebe wohl! Dort am Throne Gottes, dort sehen wir uns wieder!“

Der Greis schwieg, und über das Antlitz des sterbenden Jünglings verbreitete sich göttliche Zufriedenheit, die sich wie das Lächeln eines Engels kund gab. Er ergriff die Hand seiner Schwester, welche in stummen, aber heftigen Schmerz versunken an seiner Seite saß, legte sie in die des Einsiedlers, und sprach mit sterbender Stimme: „Siehe hier, Sigurtha, deinen Vater!“ Kaum hatte er es gesprochen, war der Geist seiner irdischen Hülle entflohen. Sigurthas Schmerz ergoß sich nun grenzenlos, gleich einem Strom, der seine Dämme überschritten hat. Sie zerriß ihr langes Lockenhaar und zerschlug sich den weißen Busen. Alle Tröstungen des Greisen waren fruchtlos. Die ganze Nacht war sie nicht von der geliebten Leiche wegzubringen, an die sie sich so fest klammerte, als wollte sie ihre Lebenswärme in die erstarrten Glieder gießen. Erst am folgenden Morgen gelang es Mauritius, sie ein wenig zu beruhigen. Doch nur mit Mühe ließ sie sich überreden, die theuren Ueberreste der Erde zu übergeben.

Während der Greis und der Knecht den riesigen Leib zur Erde bestatteten, stieg Sigurtha auf einen nahen Felsen, brach mit mächtiger Faust zwei gewaltige Steinblöcke ab. Diese trug sie auf das Grab ihres Bruders, stellte sie dort auf, den einen zu dem Haupte, den andern zu den Füßen, und baute sich mit Ddos Hilfe eine Hütte darüber. Hier lebte sie Jahre lang und härmte sich ab. Eines Morgens, als Mauritius sie besuchen wollte, fand er sie hinge-

streckt auf Ithals Grab, das schöne Aug geschlossen, die Wange starr und bleich. Ihr Leben war entflohen, und ihr Geist fand den geliebten Bruder droben in den Gefilden des Friedens. Mauritius bestattete sie nahe neben ihrem Bruder. Die gleichen gewaltigen Steinblöcke, die früher sein Grab allein bezeichnet hatten, bezeichneten nun auch das ihrige. „Wahrlich“, sprach Mauritius, „eine solche Geschwisterliebe ist noch nie gefunden worden. Darum sei ihr auch ein Wahrzeichen gegeben, das keine Zeit vergessen wird. Denn diese Steine, die zu Häupten und Füßen des Paares liegen, sollen sich immerfort und so lange entgegenrücken, bis sie sich berühren. Wenn dieses geschieht, so wird die Posaune des jüngsten Gerichts ertönen, die Gräber müssen ihre Todten wieder geben, und auch Ithal und Sirgurtha wieder unzertrennbar vereinigt, in schöner Verklärung aus ihrer Schlummerstatt hervorgehen.“

Die Sage der beiden Riesengeschwister hat sich bis auf heute lebendig erhalten, und in der Umgegend von Grauholz besucht der Bernische Landmann immer noch mit Erbauung und Ehrfurcht beide Grabsteine.

## Das Familienleben und die häuslichen Einrichtungen in der Türkei und im Orient überhaupt.

(Nach einem der neuesten und zuverlässigsten Reiseverke.)

Wie das öffentliche, so weicht auch das häusliche Leben im Orient von dem unsrigen gar sehr ab. Das weibliche Geschlecht ist daselbst nicht nur von jeder Doffentlichkeit ganz ausgeschlossen, sondern auch im Hause auf sich selbst angewiesen und vom männlichen Personale getrennt. Diese Abgeschlossenheit geht so weit, daß sich eine Türkin nie unverhüllt zeigt, ihre Hände, ihren Hals und selbst das Antlitz ist bis auf die Augen ganz bedeckt; ja eine ächte Orientalin läßt ihre noch so gleichgültigen Reize vor gar keinem männlichen Wesen sehen. — Bekanntlich darf jeder Muselmänn vier rechtmäßige Frauen und eine willkürliche Anzahl Favoritinnen halten, die ganz abgeschlossen in einem Hintergebäude wohnen, welches man das Harem nennt. Deise durch das Gesetz erlaubte Vielweiberei ist aber nur den Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt sich in der Regel mit Einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann. In neuerer Zeit haben jedoch auch verständige türkische Beamte das Beispiel der Einweiberei nachgeahmt.

Die ehelichen Verbindungen sind da rein spekulativer Natur und beruhen nie auf eine vorangegangene wechselseitige Zuneigung; dies um so weniger, da der junge Mann, welcher heirathen will oder soll, seine künftige Lebensgefährtin nicht eher zu sehen bekommt, als bis sie mit allen gesetzlichen Formen seine Frau geworden ist. Nach den weiblichen Tugenden fragt kein Mann; sondern allein zu berücksichtigende Umstände sind die Aussteuer und ähnliche das Geld betreffende Ehepакten. Eine gute Zugabe ist es, wenn das Mädchen in Sticken und sonstigem Verfertigen feiner Arbeiten geschickt ist. Ferner bestimmen Familien-Rücksichten die Wahl und endlich die Hoffnng, durch den Schwiegervater eine Carriere zu machen oder eine Zwistigkeit zwischen zwei früher einander feindlichen Familien zu lösen. Die Mütter, wohlwissend, daß der erste Eindruck der beste ist, bemühen sich am Tage vor der Übergabe und an demselben, die körperlichen Reize der Tochter oder des Sohnes auf alle Weise zu erhöhen, und Bäder, Verschönerungen, Wohlgerüche und dgl. Mittel werden im Übermaße angewendet. Im höchsten äußerlichen Glanze wird die junge Braut in die Brautkammer geführt, um dieser und den dazu gehörigen Zimmern anzugehören. Ob der Frau der Mann gefällt, hat keinen weitem Werth, wichtiger ist aber das Gegentheil; denn davon hängt es ab, ob der Mann sich noch eine oder mehrere hübsche Sklavinnen kauft. Daß die Frau für immer dem Manne gefallen soll, verlangt kein Mensch im Oriente, wohl aber wünscht man es, daß es eine Zeit lang